



Ehepaar Mussawi



Massenprotest



Brennende Straßensperre



Handy-Fotografen



Demonstrantin

Freiheitsbewegung in Teheran: Die Hoffnung wurde niedergeknüppelt, und doch ist das Land nicht mehr dasselbe

IRAN

Tage des Aufruhrs

Der Enthusiasmus beim Kampf um mehr Freiheit, die Macht der Straße und die Niederlage gegen das Mullah-Regime – eine Rekonstruktion der Ereignisse in Teheran nach der Wahl am 12. Juni

Als er aus dem Tor des Evin-Gefängnisses tritt, nach fünf Tagen und Nächten in Angst und Einzelhaft, brüllt der Wächter seinen Namen in die Abenddämmerung hinaus, als künde er eine Berühmtheit an.

„Mister Andreas!“

Andreas Moser, 34 Jahre alt, Rechtsanwalt aus Bayern, steht an einem Hang, in

der Ferne glitzern die Lichter von Teheran. Vor sich sieht er Hunderte Menschen, auf dem Boden kauern, in Decken gehüllt, im gelben Licht der Gefängnischeinwerfer.

Sie bilden eine Gasse für ihn, als er zwischen ihnen hindurchgeht, und sie flüstern ihm Namen zu, von Vätern, Brüdern, Ehemännern, Freunden.

Bitte, hat er sie gesehen? Leben sie noch?

Moser schüttelt hilflos den Kopf, stapft weiter, bis er seinen Bekannten erkennt, einen Iraner, der ihn am nächsten Morgen zur Deutschen Botschaft bringen wird. Noch am selben Tag fliegt er nach Hause, es ist Mittwoch, der 1. Juli, für Andreas Moser, den Revolutionstouristen, ist es das Ende seines Abenteuers, das ihn das Leben hätte kosten können.



Präsident Ahmadinedschad



Verprügelter Demonstrant



Bereitschaftspolizei

FOTOS: VL.N.R.F./MAGNUM / GETTY IMAGES; KHEIRKHAH / UPI / LAF; BEHROUZ MEHRIZ / AFP; OLIVIER LABAN/MATTEL / AFP; GETTY IMAGES; IMAGO; ASLON ARFA; REDUX/LAF

kleidet am Küchentisch und trinkt den letzten Schluck Tee. Amir stutzt: Sein Vater Nadschaf*, ein zarter Herr von Mitte sechzig, ehemaliger Basarhändler, der sich zum Import-Export-Geschäftsmann hochgearbeitet hat, trägt trotz der frühen Hitze einen schwarzen Anzug, mit Weste, dunkler Krawatte, er wirkt nervös.

Was ist los?, fragt Amir.

Ahmadinedschad hat angeblich gewonnen, sagt sein Vater.

Um zwei Uhr nachts hat die Wahlkommission Mahmud Ahmadinedschad zum Sieger ausgerufen, er soll gut 63 Prozent der Stimmen erhalten haben, Mir Hossein Mussawi 33 Prozent. So schnell hat die Regierung noch nie ein Wahlresultat bekanntgegeben.

Ich muss zu den anderen, auf die Straße, sagt Nadschaf Kermani, der zierliche Herr.

Du siehst aus, als gingest du zu einem Begräbnis, fällt Amir ein, aber er sagt es nicht.

Afschin Alajan* ist Medienberater des gescheiterten Kandidaten Mussawi. Er ist 29, ein großer Mann mit gepflegtem Vollbart. Afschin wohnt mit seiner Frau in einer Satellitenstadt im Westen Teherans, für eine bessere Wohnung reicht das Geld nicht. Er ist deprimiert, als er in den Morgen Nachrichten das Resultat erfährt. Afschin hat immer an die Islamische Republik geglaubt, darum verehrt er Mussawi, weil der nicht alles von Grund auf ändern, umreißen will, so wie die Radikalreformer. Die sind Afschin unheimlich.

Und nun? Afschin glaubt nicht an Widerstand, es ist nicht sein Stil.

Ladan Fateh* ist 32 Jahre alt, eine schmale Person, dünngezupfte Augenbrauen, sie sieht aus, als hätte sie früher mal Ballett getanzt, doch jetzt ernährt sie sich von Kaffee und Zigaretten. Ladan hat Soziologie studiert, sie fand eine Stelle als Projektmanagerin bei einem internationalen Konzern, nebenher sammelt sie Unterschriften für die Rechte der Frauen, engagiert sich für alles Mögliche.

Als sie das Ergebnis erfährt, verbarrikadiert sie sich für Stunden zu Hause, schaltet alle Telefone aus, nun ist eingetreten, was sie immer befürchtet hat, Ahmadinedschad hat den Sieg gestohlen. Ladan hatte für Mahdi Karrubi gekämpft, den Liberalsten der vier Kandidaten, sie hat jeden Tag nach der Arbeit Flugblätter verteilt.

Erst Stunden später ist Ladan so weit, dass sie sich auf die Straße traut. Sie ahnt nicht, wie gefährlich es sein wird.

Das ahnt niemand, weiß niemand von all den Iranern, die in den folgenden Tagen auf die Straße gehen.

Mahdi Eskandari* hat sich nie für Politik interessiert, er ist groß und beliebt, 49 Jahre alt, Verwaltungsangestellter einer Firma im Süden Teherans. An diesem Morgen spürt er eine Wut, die er bisher noch nicht kannte.

Nur weil seine Tochter, die er über alles liebt, ihn schließlich überzeugte, ging Eskandari zum Wahllokal, zusammen mit Nasrin*, seiner Frau. Sie haben Mussawi gewählt, wen sonst? Nach jener TV-Debatte auf Kanal 3, Anfang Juni, als Ahmadinedschad seinen Herausforderer so schmachlich beleidigte, indem er Mussawis Ehefrau mit absurden Vorwürfen überzog – seit jener TV-Debatte schien klar, dass Mussawi gewinnen würde.

Eskandari fühlt sich betrogen. Er setzt Frau und Tochter ins Auto, sie fahren in die Innenstadt, er kocht vor Wut, er kurbelt die Fenster herunter und beschimpft die Pasdaran, die Revolutionswächter, Ahmadinedschads Sturmtruppe, die am Straßenrand stehen.

Nasrin, seine Frau, hat ihn so noch nie gesehen.

Ali Zare* ist Fotograf, preisgekrönt, er kultiviert den Künstler-Look, groß, muskulös, kettenrauchend, das Haar zerzaust, ein wenig wie Che Guevara. Ali arbeitet für „Nasim“, ein Stadtmagazin, das als hip gilt. Die vergangenen Wochen hindurch war er ununterbrochen unterwegs, zwischen grünen Fahnen, grünen Luftballons, auf diesen Partys, die wie eine Mischung aus Politik und Schwulenparade waren, sagt Ali.

Die Lebensfreude einer ganzen Generation, jahrelang unterdrückt, in diesen Tagen explodierte sie.

Andreas Moser, Rechtsanwalt aus Bayern, der an diesem Morgen den Fernsehapparat einschaltet, im Erdgeschoss eines Einfamilienhauses im oberpfälzischen Vilseck, dachte eigentlich, er kenne Iran. Aber das war wohl ein Irrtum.

Es ist gerade ein halbes Jahr her, da hat Moser das Land bereist, als Tourist. Wieder daheim, ließ Moser kaum eine Sendung über die iranische Wahl aus. Jetzt setzt er sich an den Computer und mailt seinen iranischen Freunden: „What happened?“

Was ist passiert?

Zehntausende gehen am Nachmittag in Teheran auf die Straße, sie organisieren sich über Twitter und Facebook, weil das Regime die SMS-Funktion im Handynetz ausgeschaltet hat.

Auch Ladan, die Frauenrechtlerin, ist dabei. Sie ziehen vom Wanak-Platz die Wali-je-Asr-Straße hinunter. „Wo ist meine Stimme?“, schreien sie, sie singen Lieder.

Ladan sieht, wie zwei Motorräder heranrasen, es sind die Bassids-Milizen, die Schlägertruppe des Regimes. Auf jedem Motorrad sitzen zwei Mann. Einer fährt, der andere prügelt mit einer Eisenstange, mit einem langen Schlagstock. Aber die Demonstranten, bis eben noch friedlich, wehren sich: Sie zerren die Männer von den Motorrädern, schlagen auf sie ein. „Lasst sie, das sind auch Menschen!“, ruft eine Frau.

Einige geben den blutüberströmten Schlägern Wasser, andere stecken die Mo-

Moser flog nach Teheran, um mitzumachen, um dabei zu sein beim Aufstand gegen die Theokratie, die seit 30 Jahren das Land beherrscht, und gegen die vermutete Fälschung der Präsidentschaftswahl durch Mahmud Ahmadinedschad. Moser wurde Zeuge einer Tragödie. Er wurde Zeuge der Tage im Juni und Juli 2009, in denen die Hoffnung auf einen Wandel niedergeknüppelt wurde – und die trotzdem das Land verändert haben, und, beispielhaft, das Leben von fünf Protagonisten.

Samstag, 13. Juni

Die Lüge

Als Amir Kermani*, der bullige Geschäftsmann mit Wohnsitzen in London und Los Angeles, gegen zehn Uhr in die Küche seiner Teheraner Villa kommt, immer noch verschlafen, sitzt sein Vater perfekt ange-

* Namen aus Sicherheitsgründen geändert.



Mussawi-Anhänger



TV-Duell Ahmadinedschad gegen Mussawi

PIETERJAN DE PUE / LAIF (L.); DERGHAN / AP (R.)

torräder in Brand. Tränengas-Schwaden, Ladan und ihre Freunde rennen davon, sie wollen sich an der Schahid-Beheshti-Straße treffen, doch als Ladan dort ankommt, läuft ihr ein Mann entgegen. Er hat einen elektrischen Schlagstock: Die Wirkung des Schlages wird bei diesen Waffen durch Stromschläge verstärkt. Der Mann ruft etwas, sie versteht nicht, dann schlägt er zu.

Ladan kann in eine Seitenstraße flüchten, jemand reißt eine Haustür auf, zerrt sie herein, aber die Schläger brechen die Tür auf, zerren Ladan an den Haaren wieder auf Straße, sie schreit, ein paar junge Männer vertreiben die Schläger. Von dem Schlag hat Ladan eine üble Wunde am Rücken.

Die Ärzte im Dscham-Krankenhaus legen Ladan eine Stunde lang an den Tropf, dann schicken sie sie nach Hause.

Auf den Straßen brennen jetzt Müllcontainer, der Rauch soll die Wirkung des Tränengases lindern.

Sonntag, 14. Juni

Der Machtkampf

Ahmadinedschad nennt die Wahlen „wahr und frei“, er vergleicht die Demonstranten mit randalierenden Fußballfans. Ajatollah Ali Chamenei nennt das Ergebnis „ein gesegnetes Ereignis“. Spontane Demonstrationen im ganzen Land. Bassidsch-Milizen stürmen nachts Studentenwohnheime der Teheraner Universität. Ali Akbar Haschemi Rafsandschani, Vorsitzender des Expertenrats, Unterstützer Mussawis, reichster Mann des Landes, ist verschwunden. Angeblich versucht er in der heiligen Stadt Ghom Geistliche für die Absetzung Chameneis zu gewinnen.

Rafsandschani und Chamenei kämpfen um die Macht im Land, der reichste Mann und der oberste religiöse Führer, darum geht es eigentlich in diesen Wochen, es ist ein Kampf innerhalb des Systems.

Die beiden starken Männer bekriegen sich nicht offen, dazu sind sie zu schlau, das ganze System wäre gefährdet, wenn sie es tun würden. Beide haben enge Verbindungen zu den Sicherheitskräften, und

während Chamenei der religiöse Führer ist, steht Rafsandschani dem Expertenrat vor, der ihn theoretisch absetzen kann.

Während die Welt über Twitter jede Demonstration, jeden Videoschnipsel sieht, bleibt ihr dieser Teil des Konflikts schwer zugänglich, man weiß nicht, was Rafsandschani wirklich treibt, man weiß nicht, was in der heiligen Stadt Ghom geschieht.

Das Internet ist wahnsinnig langsam geworden seit der Wahlnacht, Handys funktionieren kaum noch.

„persiankiwi“ twittert in dieser Nacht: „Es ist zwei Uhr früh, und die Menschen auf den Dächern rufen ‚Tod für Chamenei‘. Vor einer Woche wäre das undenkbar gewesen, die Leute haben die Nase voll, wollen Freiheit.“

Montag, 15. Juni

Der Popstar

Mahdi Eskandari, der Familienvater, verlässt um sieben Uhr morgens das Haus, wie jeden Morgen. Damit seine Kinder heute nicht zur angekündigten Großdemonstration gehen, legt er ihnen ausnahmsweise kein Geld für die U-Bahn auf den Küchentisch.

Eskandari ruft von unterwegs mehrmals an, er schärft seiner Frau Nasrin ein, die Kinder nicht vor die Tür zu lassen. Es ist das letzte Mal, dass sie von ihm hört.

Amir Kermani, der bullige Kaufmann und Sohn des Import-Export-Händlers, hasst eigentlich Demonstrationen. Wenn im Fernsehen, in US-Nachrichtensendungen, ein Häuflein Demonstranten gezeigt wird, zappt er immer sofort weiter. Wie kann man so hirnlos sein, mit einem Transparent durch die Straße zu ziehen und zu hoffen, dass ein so absurdes Verhalten eine Wirkung hat? Aber jetzt geht Amir selbst zu einer Demo. Es ist ihm peinlich, und er weiß nicht genau, was er sich verspricht; aber er geht hin.

Am Montag nach der Wahl findet in Teheran die größte Demonstration statt, vom Enghelab-Platz die Wali-je-Asr-Straße entlang bis zum Maidan-e Asadi, dem Freiheitsplatz.

Normalerweise braust hier nur der Verkehr im Kreis, die Rasenflächen unter dem wichtigen Nationaldenkmal sind meist menschenleer. Aber jetzt, das erste Mal seit der Wahl, tritt Mussawi wieder öffentlich auf, und vielleicht wundert es ihn selbst am meisten, dass ausgerechnet er der Star dieser Bewegung werden konnte, ein Sprengsatz im System – ein 67-jähriger, altgedienter Politiker, früherer Premierminister, eigentlich alles andere als ein Revolutur.

Bis zu drei Millionen Menschen demonstrieren an jenem Tag, fast wie einst bei Chomeinis Revolution, und sie rufen keine Parolen, sie protestieren mit ihrem Schweigen. Die Bilder gehen per MMS und YouTube um die Welt.

Es ist heiß, zur Abkühlung spritzen die Ladenbesitzer mit Wasserschläuchen in die Menge.

Ali ist da, der preisgekrönte Fotograf; Afschin, der Medienberater Mussawis, ist ebenfalls in der Menge. Amir hat seinen Vater bekniert, zu Hause zu bleiben, was der alte Herr auch schließlich widerwillig versprach, und so schiebt sich Amir allein durch die Massen. Es ist auch kein Demonstrationzug, der sich bewegt, dafür ist gar kein Platz, die Leute stehen einfach da. Sie unterhalten sich, sie lächeln sich zu, viele wischen sich die Augen, weil sie so gerührt sind. Es ist, als ob etwas aufgebrochen wäre, eine jahrelange Angst – plötzlich wie weggewischt. Jeder hat eine Digitalkamera oder zumindest ein Fotohandy, unentwegt rennen die Leute in die umliegenden Internet-Cafés, um dort ihre Bilder abzuladen, zu verschicken.

Amir steht da wie betäubt. Sind das noch dieselben Landsleute, ist das noch Teheran?

Fast alle Demonstranten haben irgendwas Grünes, ein Tuch, einen Faden, ein grünes Papierband, nur Amir nicht. Ein Fremder spricht Amir darauf an: Ob er ihm ein Stück abgeben soll? Und bevor Amir ablehnen kann, hat der Mann seinen grünen Wollfaden halbiert, hier, bitte.

Amir Kermani, reich und zynisch, mit teuren Autos und schicken Wohnungen in



Von Mussawi-Anhängern bedrängter Polizist



Fotos von Getöteten

OLIVIER LABAN-MATEI / AFP (L.); ABACA (R.)

London und Los Angeles, entdeckt in diesem Moment seine Heimat.

Ladan, die Frauenrechtlerin, geht von nun an nicht mehr zur Arbeit, die Demonstrationen sind ihr wichtiger. Sie wird ihren Job verlieren, als Projektmanagerin, sie nimmt es in Kauf. Von dem Hieb mit dem elektrischen Schlagstock ist ihre Schulter steif, aber sie denkt nicht daran. Zum ersten Mal hat sie das Gefühl, dass sie vielleicht doch siegen könnten.

Ganz still, ganz friedlich.

Aber in dieser Nacht schlägt das Regime so brutal wie noch nie zurück. Bassidsch-Milizen auf Motorrädern, Scharfschützen auf den Dächern.

Es gibt eine offizielle Liste der Toten für diesen Tag, sieben Demonstranten stehen darauf. Der Name von Mahdi Eskandari, dem Familienvater, steht nicht auf dieser Liste, aber er kommt nicht nach Hause.

„Allahu Akbar“, schreien die Menschen auf den Dächern, um 22 Uhr, es ist ein

frommes Wutgeheul, das von nun an anschwilt, Nacht für Nacht.

Dienstag, 16. Juni

Das Foto

Der Wächterrat, die oberste Verfassungsinstanz, kündigt eine teilweise Neuauszählung der Stimmen an, schließt aber Neuwahlen aus. Ausländische Journalisten dürfen ihre Büros nicht mehr verlassen. Mahdi Eskandari, der Familienvater, ist bis zum Morgen nicht gekommen. Seine Frau und die schöne Tochter Mitra sind krank vor Sorge, sie gehen zur Polizeistation.

Sie zeigen dem Beamten Fotos, beschreiben Augenfarbe, Haarschnitt, Statur, aber der Polizist weist sie ab, der Mann sei bestimmt bei der Demonstration verhaftet worden.

Kein Protokoll, keine Akte. Mitra und Nasrin gehen von Revier zu Revier, sie suchen in Krankenhäusern, sie telefonieren stundenlang. Später klingeln Freunde an der Haustür, sie haben ein Foto, aus dem

Internet gezogen, ein am Boden liegender Mann, blutüberströmt.

Er trägt das gleiche weiße Hemd, das Mahdi Eskandari trug, als er am Montag das Haus verließ. Nasrin weint, tobt, schlägt sich ins Gesicht. Sie taumelt in ihr Schlafzimmer, sie zieht sich um. Schwarzgekleidet kehrt sie ins Wohnzimmer zurück.

Donnerstag, 18. Juni

Der Märtyrer

Donnerstag ist in Iran der Tag der Trauer, an dem der Tote gedacht wird, der Märtyrer, und die Eskandaris drucken das Bild des Vaters als Plakat. Als sie im Stadtzentrum ankommen, inmitten des Gedenzugs, sehen sie, wie viele andere Menschen dasselbe Bild hochhalten – das Bild von Mahdi Eskandari.

Märtyrer werden verehrt im schiitischen Islam, und das Regime hat viele neue Märtyrer geschaffen.

Als die Demonstranten verstehen, dass sie die weinende Witwe des Märtyrers vor sich haben, bahnen sie Nasrin und ihrer Tochter den Weg durch die Menge. Bis zu Sahra Rahnaward, der Ehefrau Mussawis. Sie lässt sich ein Foto geben, eine Geste der Ehrerbietung.

Etwa zur selben Zeit, im bayerischen Vilseck, sieht Rechtsanwalt Andreas Moser die Bilder der Demonstrationen im Fernsehen, er sieht Spieler der iranischen Fußballnationalmannschaft, die grüne Armbänder tragen, er sieht die grünen Banner auf den Straßen. Er muss dabei sein. Er bucht im Internet: Frankfurt–Dubai–Teheran, mit Emirates, 311 Euro, ein Schnäppchen, findet Moser.

Freitag, 19. Juni

Der Führer

Ajatollah Chamenei, der oberste religiöse Führer, hält die Rede nach dem Freitagsgebet, er sagt, Ahmadinedschad habe die Wahl gewonnen, er verbietet weitere Demonstrationen, und wer es trotzdem tue, der sei für die Konsequenzen selbst verantwortlich. Nach der Rede ist die Stimmung in Teheran bedrohlich, so düster sprach Chamenei.



Fotograf Zare: Geschlagen und in der Wüste ausgesetzt



REUTERS (L.); XINHUA / ACTION PRESS (R.)

Afschin, Mussawis einstiger Medienberater, fährt durch leergefegte Straßen, vorbei an frisch errichteten Checkpoints der Bassidsch-Milizen, die mit arroganter Grinsen am Wanak-Platz stehen und Autos durchsuchen. Chamenei hat ihnen soeben den Schießbefehl erteilt.

Afschin fährt zum Haft-e-Tir-Platz, er setzt sich in ein Café, um mit einem Freund Wasserpfeife zu rauchen, geschockt von der Rede. Was wird Mussawi jetzt tun? Afschin weiß, dass viele seiner früheren Kollegen aus Mussawis Team verhaftet sind. Wann holen sie ihn?

Ladan, die Frauenrechtlerin, ruft ihre Freunde an. Wollen wir morgen wirklich auf die Straße?

Samstag, 20. Juni

Die Niederschlagung

Am Tag, den sie später den „Blutigen Samstag“ nennen werden, geht Ladan mit zwei Freunden zur Demonstration. Die Freunde heißen Resa und Ali.

Ladan trägt an diesem Tag Turnschuhe, damit sie rennen kann. Am linken Arm ein grünes Band für Mussawi, am rechten ein weißes für Karrubi.

Als sie um fünf am Asadi-Platz angekommen sind, fallen gleich Schüsse.

Ladan und ihre Freunde fliehen, Bassidsch-Milizen drängen die Flüchtenden zurück, von den Hausdächern fallen noch mehr Schüsse. Ladan sieht fünf, sechs Menschen getroffen zu Boden sinken, „wie Blätter“, denkt sie. Ladan fühlt, dass ihr eine warme Flüssigkeit den Arm hinunterläuft, Blut.

Ali, ihr Freund neben ihr, ist getroffen: Ein Schnitt läuft vom Hals bis über die Brust, Blut strömt aus der Wunde. Regimetreue haben sich unter die Flüchtenden gemischt, mit Messern.

Resa ist weg. Noch mehr Angreifer. Ali wird in die Zange genommen, mit einem Elektroschocker auf den Kopf geschlagen, Blut läuft über sein Gesicht. Auch Ladan trifft ein Schlag, sie fällt hin, Bassidsch schlagen auf sie ein, bis Demonstranten kommen, einen schützenden Ring um die beiden bilden.

Die Ärzte im nächsten Krankenhaus versorgen Ali und Ladan, aber Alis T-Shirt ist voller Blut, so können sie nicht wieder auf die Straße, der nächste Schlägertrupp würde sie sofort erkennen.

Einer der Ärzte geht los, kauft Ali ein neues T-Shirt und gibt ihnen Geld, damit sie nach Hause fahren können.

Sie laufen zur U-Bahn-Station Imam-Chomeini-Platz, und als sie in die U-Bahn steigen, übel zugerichtet, heben die übrigen Passagiere die Hände zum Victory-Zeichen, sie rufen: „Wir unterstützen euch!“ Jemand gibt ihnen 5000 Toman, etwa fünf Dollar.

Aber Resa, Ladans anderer Freund, den sie aus den Augen verloren haben, bleibt verschollen.

Ali Zare, der Fotograf, wird verhaftet, ein Bassidsch fragt ihn höflich, warum er ein schwarzes Hemd trage.

Das trage ich immer.

„Kommen Sie mit, Schwarz dürfen Sie nicht tragen.“ Und bevor Ali Zare reagieren kann, fesseln sie ihn mit Plastikseil, verbinden ihm die Augen, ein Lieferwagen, darin ein Dutzend Gefangene, alle auf dem Boden. Während der Fahrt, bis sie irgendwo außerhalb von Teheran ankommen, werden sie geschlagen.

Ali Zare kann unter der Binde den Fußboden erkennen, gemusterter Beton, sieht aus wie eine Fabrik.

Sie ziehen ihm die Schuhe aus. Schläge, stundenlang, es sind Dutzende Folterer, immer wieder neue, Ali riecht nur den Schweiß, die verbrannten Haare.

Es ist der Tag, an dem Mussawi sagt, er sei bereit, ein Märtyrer zu werden, der Tag, an dem Neda Agha-Soltan stirbt, die schöne junge Frau, die am Rande einer Demonstration niedergeschossen wird. Das Video ihres Todes macht sie zur YouTube-Ikone, zum Symbol des Widerstands, Tausende Demonstranten tragen in den folgenden Tagen das Foto ihres blutüberströmten Gesichts auf die Straße.

Die Küche der Kermanis, in der gelbgestrichenen Villa im Norden der Stadt, wo früher nur Vater und Sohn schweigend frühstückten oder zu Abend aßen, ist in

diesen Tagen zum Schauplatz ungeahnter Diskussionsrunden geworden.

Nachmittags trudeln Freunde ein, bei Tee und klebrigen Süßigkeiten sitzen sie und politisieren, für den zarten Vater ist es wie damals, bei der Revolution vor 30 Jahren, und für Amir eine völlig neue Erfahrung.

Neuigkeiten, Gerüchte, jeden Tag: Im Evin-Gefängnis, der Folterzentrale des Regimes, hat Chameneis eigener Geheimdienst angeblich einen Knast im Knast errichtet – einen Sicherheitstrakt, aus dem keine Nachricht mehr nach außen dringt. Wer dort landet, im Do-Ta-Alif, im „2A“, so wird dieses Gefängnis genannt, wer dort landet, dessen Familie kann lange warten, vielleicht ewig.

Amir Kermani, der bullige Sohn mit dem Brillanten im Ohr, hat das Stückchen grünen Faden, das ihm ein fremder Passant auf seiner ersten Demonstration geschenkt hat, in einem Fach in seiner Brieftasche aufgehoben.

Sonntag, 21. Juni

Der Vater

Das Handy von Ladan, der Frauenrechtlerin, klingelt frühmorgens, es ist Resas Mutter. Ihr Sohn ist nicht nach Hause gekommen. Als Ladan und Ali zusammengeschlagen wurden, haben sie Resa verloren.

Ladan forscht, telefoniert, vergebens. Resas Mutter war inzwischen in Krankenhäusern, am Revolutionsgericht, im Leichenschauhaus des Friedhofs, Resa bleibt verschwunden.

Es ist etwa vier Uhr morgens, als Ali Zare, der preisgekrönte Fotograf, ein Papier unterschreibt, das er nicht lesen darf, und auf das er seinen Fingerabdruck setzt.

Seine Entführer stecken ihn in einen Kleinbus, mit etwa drei Dutzend anderen Menschen. Man sagt ihnen, sie würden zum Evin-Gefängnis gebracht. Nach vielleicht einer halben Stunde werden sie irgendwo rausgeschmissen, und als sie sich endlich trauen, die Binden von den Augen zu reißen, stehen sie in der Wüste.

Ali Zares Leidensgenossen haben angesengte Haare, Striemen auf Rücken und



Straßenschlacht



Getötete Neda Agha-Soltan

GETTY IMAGES (L.); AP (R.)

Brust, die Zähne eingeschlagen. Aus irgendeinem Grund haben sie Ali seine Kamera zurückgegeben, er sagt: „Ich muss fotografieren.“

Die letzte Demonstration, zu der die Kermanis, Vater und Sohn, marschieren, findet am Chomeini-Platz statt, für Amir Kermani ist es die gefährlichste. Es sind deutlich weniger Menschen als zuvor, und so haben die Bassidsch-Schläger, viele von ihnen auf Motorrädern, es leicht, einzelne Protestierer abzuspalten, in die Seitenstraßen zu treiben.

Amir Kermani, dick und stark, hat in seinem Leben noch nie physische Angst gehabt, aber jetzt fürchtet er sich. Und dann verliert er seinen Vater aus den Augen, plötzlich ist der zarte alte Mann wie vom Erdboden verschluckt.

Amir bleibt beim Hauptpulk der letzten Demonstranten. Immer mehr Schläger auf Motorrädern tauchen auf, fahren in die Menge, drängen einzelne Demonstranten ab, dreschen zu, mit Ketten, Eisenstangen. Überall ist Blut auf dem Gehweg, auf der Straße. Überall liegen Menschen auf dem Boden. Schmerzensschreie, das Knattern der Mopeds, zerrieben ist das Hochgefühl der ersten Demonstrationen, die Freundlichkeit, das neu entdeckte Selbstbewusstsein.

Endlich erkennt Amir eine schmale, vertraute Gestalt, vielleicht 30, 40 Meter entfernt: seinen Vater. Amir stürmt los, panisch, zu spät zu kommen, er erreicht den alten Herrn, zieht ihn mit sich, nichts wie weg hier, Allmächtiger, lass uns sicher nach Hause gelangen.

Die Kermanis sind unverletzt. Mit der nächsten Maschine fliegen sie nach London, von dort aus reist Amir nach Los Angeles, er muss sich dringend ums Geschäft kümmern, das Leben muss weitergehen.

Er sei nicht mehr derselbe Mensch, sagt er. Er habe fast sein Leben lang ohne Identität gelebt, ein halber Exilant, zynisch, reich – aber jetzt habe er seine Heimat gefunden. Dieses Land mit seinen Menschen, sagt Amir, sei zu schön, um es einem verbrecherischen Regime zu überlassen. Zumindest nicht kämpflos.

Die Leute, sagt Amir, sind geschlagen; aber sie wissen, welche Kraft sie haben, zumindest haben *können*.

Nadschaf Kermani, der alte Kaufmann, schaut seinen Sohn zärtlich an, wenn der sich neuerdings in Rage redet, zärtlich und besorgt.

Montag, 22. Juni

Die Landung

Es ist der Tag, an dem der Wächterrat Präsident Ahmadinedschad zum Wahlsieger erklärt.

Im Morgengrauen, kurz vor vier Uhr früh, landet Andreas Moser, Rechtsanwalt aus Bayern, in Teheran, Emirates-Flug 975, in seiner Tasche ein „Lonely Planet Iran“.

Er checkt ein ins Hotel Shiraz, Zimmer 412, beginnt mit der Erkundung der Stadt. Er ist enttäuscht. Wo ist die Aufbruchstimmung, wo sind die Demonstrationen? Wo



GÜNTER MOSER

Anwalt Moser
Revolutionstourist aus Vilseck

ist die Revolution? Nirgends Flugblätter, keine Mahnwachen. Nicht mal sein Handy funktioniert richtig.

Nasrin, die Witwe von Mahdi Eskandari, dem Familienvater, sucht nach dem Leichnam ihres Mannes. Vergebens. Sie wird ihn wahrscheinlich nie finden.

Mittwoch, 24. Juni

Die Zentrale

Ladan, die Frauenrechtlerin, sucht weiter nach Resa, ihrem Freund, und dabei ist sie zu einer Art Nachrichtenzentrale für Verschwundene geworden. Bei ihren Runden auf Ämtern und in Krankenhäusern stecken Angehörige sich Ladans Nummer zu. Dutzende rufen an, Ladan ist Seelsorgerin, Trösterin.

Donnerstag, 25. Juni

Das Gefängnis

Andreas Moser, Rechtsanwalt aus Bayern, hat Schmerzen im rechten Oberarm, er ist am Vortag in eine Demonstration geraten, ein Versehen, ein Polizist hat mit einem Schlagstock auf ihn eingepregelt, er konnte nur noch davonrennen.

An diesem Nachmittag die Buchläden und Antiquariate des Universitätsviertels durchstöbert, für den Abend hat er sich mit einem Bekannten verabredet, einem iranischen Anwalt, sie hatten sich zufällig auf einer Zugfahrt in Deutschland kennengelernt.

Der Anwalt holt Moser mit seinem silbernen Mercedes vor dem Hotel ab, sie wollen essen gehen, da rasen zwei japanische Geländewagen heran, stämmige Männer springen heraus und zerren ihn und seinen Freund aus dem Wagen.

Sie hieven ihn in einen der Geländewagen, entfernen Akku und SIM-Karte aus seinem Handy, zwingen ihn, den Kopf auf den Sitz zu pressen. „Wohin fahren wir? Wer sind Sie?“, fragt er auf Englisch, keine Antwort.

Sie verbinden Moser die Augen, in einem Büroraum wird er befragt: Name? Name des Vaters? Beruf? Religion?

Er weiß nicht, dass er im Evin-Gefängnis gelandet ist, dem schlimmsten des Landes,

berüchtigt für seine Folterknechte, er weiß nicht, was in den Nachbarzellen geschieht.

Er bekommt einen hellblauen Häftlingsanzug, ein Handtuch, Seife, dazu eine eingeschweißte Zahnbürste, Zahnpasta.

Dann bringen sie mich wenigstens nicht um, denkt Moser, der Revolutionstourist.

Seine Zelle misst etwa 1,70 mal 3 Meter, Veloursteppich, Waschbecken, Toilette. An der Wand zwei Glühbirnen, die Tag und Nacht brennen. Moser bekommt drei graue Wolldecken, die er auf dem Boden ausbreitet, als Bett.

Freitag, 26. Juni

Die Rufe

Zwei Tage nach seiner Freilassung fliegt Ali Zare, der Che Guevara unter Teherans Fotografen, nach Istanbul. Von dort nach Frankreich.

Afschin, der Mann aus Mussawis Wahlkampfteam, besucht zum ersten Mal wieder eine Party, es ist die Geburtstagsfeier eines Freundes im Stadtteil Jussufabad, in der Stadtmitte. Er hat keine Angst mehr, verhaftet zu werden. Wenn sie ihn haben wollten, dann hätten sie ihn inzwischen längst geholt.

Als die Sonne untergeht, fordert der Gastgeber seine Gäste auf, mit ihm aufs Dach zu steigen und „Allahu akbar“ zu rufen. Es wäre nicht sein Stil, da mitzumachen, aber möchte es gern einmal miterleben.

Die Opposition hat den Kampf verloren, denkt Afschin, als er statt der mächtigen Chöre der ersten Woche nur zögerliche Rufe in der Ferne hört. Wir haben keine Strategie, denkt er, wir verblissen einfach.

In der Haft ist Moser ohne jedes Zeitgefühl. Nur wenn er nachts die „Allahu akbar“-Rufe hört, die aus der Stadt hinaufwehen, dann weiß er, dass es 22 Uhr sein muss.

Freitag, 3. Juli

Der Tod

Ladan, die Frauenrechtlerin, wird von Rezas Mutter angerufen: Sie haben seine Leiche gefunden. Erschossen.

Mittwoch, 8. Juli

Die Rückkehr

Andreas Moser, der Revolutionstourist aus dem bayerischen Vilseck, ist nach seiner Freilassung wieder daheim. Der iranische Richter hatte sich bei ihm entschuldigt, es sei ein Missverständnis gewesen, in Zukunft könne Moser einreisen, so oft er wolle.

Erst wenn ein anderes Regime an der Macht ist, sagt Moser.

CAMERON ABADI, DIETER BEDNARZ, FIONA EHLERS, RALF HOPPE, SIMONE KAISER, JULIANE VON MITTELSTAEDT, ULRIKE PUTZ, MATHIEU VON ROHR, SVEN RÖBEL, SANDRA SCHULZ, STEFAN SIMONS, DANIEL STEINVORTH



Gouverneurin Palin beim Yoga in Alaska: Das Schrilke kommt bei der Basis an

USA

Die Krachmacher

Der Aufstieg Obamas wird vom Zerfall der Konservativen begleitet. Die Republikaner setzen jetzt auf die Krise, sie sinnen auf Rache und hoffen auf Sarah Palin.

Michael Steele wurde als Kind schwarzer Eltern auf einem Luftwaffenstützpunkt in Maryland geboren und umgehend zur Adoption freigegeben. Seine neue Mutter war Waschfrau, sein neuer Vater ein Trinker, der mit 36 Jahren an Leberzirrhose starb.

Als Teenager trat Klein-Michael den Republikanern bei. Bald stellte er fest, dass die Konservativen auf einen Afroamerikaner nicht gewartet hatten. Während der Parteiversammlungen gab ihm niemand

die Hand. „Geh da raus“, rieten ihm seine Freunde.

Er ist geblieben. Er hat durchgehalten. Er hat gekämpft. Nun steht er Abend für Abend irgendwo in Amerika auf einer Bühne und erzählt seine Geschichte.

Seit Ende Januar ist Michael Steele der Vorsitzende der Republikanischen Partei. Er hat nicht viel Macht, aber in Ermangelung eines Präsidentschaftsanwärters hört man ihm zu. Seine Auftritte gleichen einer öffentlichen Therapiesitzung. Die Partei